(Zweites Blatt.)

# Thorner Zeitung.

Nr. 244 | Donnerstag, den 17. Oktober | 1901

## England und Transvaal.

Die selbst von den durch die britischen Mißerfolge in Südafrika niedergedrückten Engländern scharf verurtheilte elende Mord- und Prügeltaktik, die der „Schlächter von Omdurman" den gefangenen Kaprebellen gegenüber befolgt (siehe Leitartikel!), hat inzwischen wieder neue Opfer gefordert: Seinem Kommandanten Lotter ist der burische Leutnant Schoemann, der in Tarkastad zum Tode verurtheilt wurde, gefolgt; am Montag wurde er nach einer schon von uns gemeldeten Depesche aus Tarkastad erschossen. Ein drittes Opfer dürfte heute oder morgen folgen: Aus Middelburg meldet der Draht: Das gegen Woolfaardts, einen der Offiziere Lotters, gefällte Todesurtheil ist bestätigt worden. — Die Erschießung der elf Schillschen Offiziere in Wesel erregt noch heute in der deutschen Jugend nationale Erbitterung. Wenn Napoleon damals formell im Recht war, so kann Kitchener ein Gleiches nicht von sich behaupten. Selbst wenn sein Zweck, die Kapburen durch solche Mordpolitik einzuschüchtern, erreicht wird, selbst wenn ganz Südafrika britisch wird, welche Gesinnung gegen die Engländer werden diese Morde von Middelburg und Tarkastad in die Herzen der Buren, ihrer Kinder und Enkel unauslöschlich einprägen?

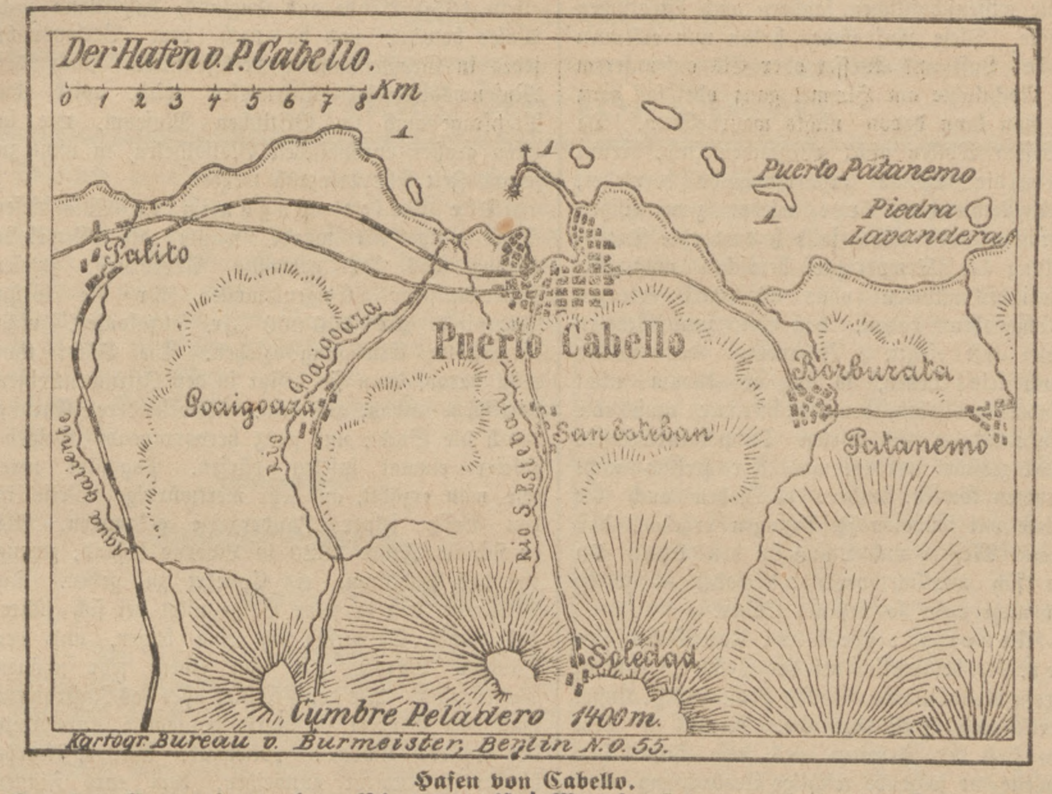
Ein Telegramm aus Cradock berichtet über weitere Verurtheilungen der Mannschaften Lotters: Bei noch zehn Angehörigen der Truppe Lotters wurde das gegen sie gefällte Todesurtheil in lebenslängliches Gefängniß umgewandelt. Zwei junge Leute wurden zu Gefängniß für die Dauer des Krieges und zu zwanzig Stockhieben verurtheilt.

Louis Botha steht, wie der Draht heute aus Dundee meldet, mit seinen Leuten glücklich im Busch. Das Reuter-Büreau berichtet: Eine englische Abtheilung hat Pietretief besetzt. Bothas Abtheilungen sind sehr auseinandergezogen, die Hauptmasse jedoch steht im Pongola-Bosch. Wie berichtet wird, ist das Kommando von Bethel nach Nordosten, an Pietretief vorbeimarschirend, entkommen. Schwere Regengüsse haben die Straßen größtentheils unpassirbar gemacht. (Eine Entschuldigung müssen die Briten ja haben!) Die Flüsse führen Hochwasser. Botha steht südlich von der Linie Wakkerstroom — Pietretief. General Bruce-Hamilton verfolgt Wagen der Buren, welche bei Tage verborgen und des Nachts weitergebracht werden. Das neblige Wetter, das im dichten Busch herrscht, macht eine Fernsicht unmöglich. Gefangene Buren sagen, der Feind habe am 6. Oktober bei Gontlhoek starke Verluste gehabt. Die Buren sind durch englische Truppen im Norden, Osten und Süden ziemlich umstellt, was ein kombinirtes Vorgehen erschwert. Es ist indessen möglich, daß die Buren dadurch entkommen, daß sie sich in kleine Abtheilungen auseinanderziehen. — Das werden sie nach bewährter Methode denn auch wohl thun.

Ein Telegramm Lord Kitcheners vom 14. d. Mts. besagt: In der vergangenen Woche sind insgesammt 26 Buren gefallen, 8 verwundet und 134 gefangen genommen worden; 42 haben sich ergeben. Heftige Regengüsse haben die Operationen und die Verbindung zwischen den englischen Truppen an der Grenze von Natal sehr erschwert. Die Truppen General Kitcheners operiren von Pietersburg und Utrecht aus gegen beträchtliche feindliche Truppentheile, die zwischen dem Slangapiesberg und dem Pongola-Busch stehen. General Hamilton steht in der Nähe des Ngome-Waldes. Lord Methuen „säubert" den Marico-Distrikt vom Feinde, Delarey und Kemp haben sich nach Lindley Poort zurückgezogen. Elliot hat mit Buren in den Drakensbergen zu kämpfen. General French berichtet über die Lage in der Kapkolonie, daß das Kommando Scheepers in der Auflösung begriffen sei. Das Kommando von Smuts habe sich in zwei Theile getheilt, deren einer sich nördlich von Aberdeen nach Westen zu bewege, während der andere südwestlich von Somerset East stehe. Beide würden von englischen Truppen verfolgt. French selbst habe mit einer kleiner Burenartheilung zu thun, die sich in südlicher Richtung auf Piequetberg zu bewege. (Die englischen Verluste verschweigt der edle Kitchener wieder einmal!)

Aus London, 15. Oktober, wird gemeldet: Dr. Krause ist heute wieder bis zur Ankunft neuer Beweisstücke ins Gefängniß geschickt worden.

## Zum deutsch-venezolanischen Konflikt.




Hafen von Cabello.

Von dem Commandanten der „Vineta" ist soeben der erste amtliche Bericht über die Vorfälle bei Puerto Cabello in Berlin eingetroffen. Er bestätigt durchaus die ersten aus Carracas eingelaufenen und von uns schon ausführlich mitgetheilten Meldungen: Deutsche Unteroffiziere bezw. Matrosen sind von dortigen Polizisten angegriffen worden, ohne daß sie ihrerseits irgend welche Veranlassung dazu gegeben hätten. Das deutsche Auswärtige Amt dürfte bereits die Angelegenheit in die Hand genommen haben.

## Die deutsche Abkunft der Rockefellers.

In den Vereinigten Staaten giebt es eine große Anzahl hervorragender Familien, die deutscher Abstammung sind, die aber entweder ihren Namen anglisirt haben, oder im Laufe der Generationen so „amerikanisch" geworden sind, daß man sie von den echten Yankees nicht mehr zu unterscheiden und ihre deutsche Abkunft nicht mehr zu erkennen vermag. So wird aus „Pflug" ein „Plough", aus „Werner" „Warner", aus „Hirsch" „Harris", aus „Reiß" „Rice" u. s. w. Zu den gänzlich veramerikanisirten Familien gehört die des Petroleumkönigs und reichsten Mannes der Welt, John D. Rockefeller, dessen Sohn und Erbe sich kürzlich, wie von uns berichtet, mit der Tochter des Senators Aldrich vermählte. Die amerikanischen Rockefellers stammen aus der Gegend Wiesbadens, wo der so eigenthümliche und nicht so leicht zu verwechselnde Name noch heute vorkommt und besonders im Kreise Neuwied sehr verbreitet ist. In den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts ist ein Rockefeller aus Fahr a. Rh. nach Amerika ausgewandert. Von diesem stammt jedoch der Petroleumkönig nicht ab, dessen Voreltern auf dem Umwege über Irland nach den Vereinigten Staaten gekommen sind. Sie sind Abkömmlinge der Auswanderer, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus der Wiesbadener Gegend nach der „Insel Carolina" ziehen wollten, von den Engländern aber größtentheils nach Irland gesandt wurden. Im Archiv von Wiesbaden befindet sich noch ein darauf bezüglicher Bericht, den ein in

## Ums liebe Geld.

Von Maximilian Böttcher.



70. Fortsetzung.

23. Capitel.

Als Eisler, natürlich in Begleitung seines Schützlings, endlich die Rückreise nach Rio antreten mußte, weil seine Unternehmungen nach der Anwesenheit ihres Leiters dringend verlangten, da galt es zwischen ihm und der Familie Schultze als ausgemacht, daß er sich drüben nur so lange Zeit aufhalten würde, wie zum günstigen Verkauf seines Geschäftes und seiner sonstigen Besitzungen nöthig sein würde. Alsdann wollte er unverzüglich zurückkehren und die Leitung der Firma „Eduard Schultze Hoflieferant" dauernd übernehmen.

Vierzehn Tage etwa mochten seit der Abreise Hermanns und Fritz verstrichen sein, da fand der Polizeioberst eines Tages unter seiner Frühcorrespondenz einen umfangreichen, mit „Persönlich" bezeichneten Brief vor, der amerikanische Briefmarken und auf diesen den Poststempel Klondike trug.

Mit einer gewissen Neugier öffnete der Beamte das Couvert, faltete die Blätter auseinander und las:

„Geehrter Herr!

Vor einigen Wochen wurde ich an das Sterbebett eines Deutschen gerufen, der hier Goldgräberei größeren Stils betrieben hatte und von einem aufrührerischen Untergebenen durch einen Revolverschuß tödlich verwundet worden war.

Der Mann legte mir eine Beichte ab, welche im Zusammenhang niederzuschreiben und Ihnen zu übermitteln er mich inständig bat. Dies sind seine Bekenntnisse, die ich Ihnen wegen Mangel an Zeit leider nicht eher übermitteln konnte:

Ich heiße nicht Winter, wie ich mir hier zu Lande nannte, sondern Windelband, und stamme aus Berlin, wo ich jahrelang als Polizeibeamter beschäftigt war.

Vor vier Jahren veranlaßte mich ein früherer Vorgesetzter, der von jeher einen großen und leider allzu verderblichen Einfluß auf mich ausgeübt, zur Verübung einer Unthat, deren Geständniß ich von mir abschütteln muß, denn ich fühle, daß ich sonst nicht die Ruhe und den Frieden des Todes und mit ihm Erlösung von meinen furchtbaren Schmerzen finden werde.

Mein Vorgesetzter hatte das Vermögen seiner Mutter und die Mitgift seiner Frau vergeudet, und in seiner sinnlosen Begierde nach neuem Geld, das er auf rechtmäßige Weise nicht mehr erlangen konnte, trachtete er danach, das Erbe seines noch unmündigen Schwagers durch ein Verbrechen an sich zu bringen. Ich bin überzeugt, er hätte den damals Siebzehnjährigen, der Fritz hieß, kalten Blutes aus dem Wege geräumt, wenn er es ohne Angst vor Entdeckung und der gesetzmäßigen harten Strafe hätte thun können. Aber er war feige, und bediente sich daher zur Erreichung seines Zweckes einer raffinirten, hinterlistigen Idee, zu deren Ausführung ich mich leider Gottes von ihm gewinnen ließ, weil ich in meinem Beruf Schiffbruch erlitten hatte, und in läppischer Nachäffung meines Vorgesetzten auf die Laster des Trunkes und des Spieles und auch auf sein ungezügeltes Verlangen nach Reichthum verfallen war.

Der Schwager Fritz hatte den Entschluß gefaßt, zu einem Freunde seiner Familie nach Rio de Janeiro zu reisen . . . darauf bauten wir unseren teuflischen Plan.

Ich mußte mich vor der feststehenden Abreise des jungen Mannes acht Wochen lang in einem Vorort verborgen halten, mir einen Vollbart wachsen lassen und ihn zuletzt tief schwarz färben, um dadurch mein Gesicht, das ich bisher bartlos getragen, nach Möglichkeit unkenntlich zu machen.

Gleichzeitig suchte ich mir in meiner nothwendigen Weltabgeschlossenheit wieder die feineren gesellschaftlichen Manieren anzueignen, die mir aus meiner früheren Thätigkeit als Schauspieler nicht fremd waren. Auch studirte ich ein wenig die Umgangsformen der spanischen Sprache; denn meine erste Rolle war: einen reichen spanischen Tabaksexporteur aus Rio de Janeiro darzustellen. Zwischendurch fuhr ich auf ein paar Tage nach Hamburg um mir die zur Durchführung unseres Planes erforderliche oberflächliche Kenntniß dieser Stadt anzueignen und mir für einen Theil meines Verbrechens einen Helfershelfer zu suchen. Für mich, den früheren Polizeimenschen, war es nicht schwer, in den Kaschemmen des von lichtscheuem Gesindel wimmelnden Hafenplatzes den Mann zu finden, den ich brauchte.

Der für Fritz' Abreise festgesetzte Tag kam. Ich blieb im Wartesaal bis kurz vor Abgang des Zuges; denn die Gattin meines Auftraggebers, die mit auf dem Bahnhof war, kannte mich . . . und es sollte ihr keine unnöthige Gelegenheit geboten werden, mich genauer zu betrachten und dabei Vermuthungen über meine Identität anzustellen. Im letzten Augenblick — der Zugführer setzte die Pfeife schon an die Lippen, um das Abfahrtssignal zu geben — stürmte ich dann in das Coupé, in dem mein unschuldiges Opfer lange vorher Platz genommen hatte. Ich konnte nicht fehlgehen; denn vor dem Coupé stand ja — wie vorher wohl überlegt und besprochen — mein Vorgesetzter in seiner blanken Uniform und mit ihm die andern, mir vom Ansehen durchweg bekannten Angehörigen des Abreisenden.

Wie ich den über den Abschied ganz niedergedückten jungen Mann während der Bahnfahrt durch allerlei Liebenswürdigkeiten vertraut gemacht, wie ich ihm Furcht vor der Alleinreise über den Ocean eingeredet und ihn sonst noch an mich gelockt habe, das genau zu berichten, würde mir jetzt zu schwer fallen. Ich habe die sichere Ueberzeugung, daß Gott den Bedauernswerthen nach so viel Leiden gesund seiner Heimat zurückführt; und dann wird er meine Schliche und Ränke viel besser erzählen können, als ich es vermag. Kurz: mein Ofer erklärte sich bereit, um die weite Fahrt nach Rio unter „meinem Schutze" machen zu können, den Dampfer „Präsident" zu verpassen und mir einige Tage in Hamburg Gesellschaft zu leisten. Mit Hilfe eines gefälschten, schon aus Berlin mitgenommenen Telegramms, als dessen Absenderin meine erdichtete Gattin figurirte, hatte ich ihm eingeredet, ich müßte vor Antritt der Heimreise erst noch wichtige Nachrichten erwarten, die aber sehr bald eintreffen würden.

Von der Aenderung seiner Reisedispositionen wollte Fritz seine Mutter und den ihm im Endhafen abwartenden Freund welchen zu meinen besten Bekannten zu zählen ich vorgab, durch Depeschen verständigen. Die Depeschen wurden aufgegesetzt und ich — unterschlug sie. So war der erste Theil meiner Aufgabe gelöst: ich hatte die Verbindung meines Opfers mit seinen Angehörigen durchschnitten. Sie vermutheten ihn auf dem „Präsident", und daß er den in Wirklichkeit garnicht bestiegen, konnten sie frühestens nach Verlauf von vier Wochen, wenn der Dampfer in Rio einlief, erfahren. Dann aber hoffte ich mit Fritz über alle Berge zu sein. . . .

Der Zweite Theil meiner Aufgabe bestand darin, durch eine Mystifikation den Anschein zu erwecken, der junge Mann sei in Hamburg verunglückt, entweder das Opfer eines Raubmörders geworden, oder besser noch — damit in der Oeffentlichkeit weniger Aufhebens von seinem Tode gemacht würde — infolge eines Unfalls in der Elbe ertrunken.

Mein Vorgesetzter hatte seinem Schwager eine wasserdichte Brieftasche zur Aufbewahrung seiner Legimationspapiere geschenkt und ihn ferner veranlaßt, in seinen Handkoffer neben der zum einmaligen Wechseln nöthigen Leibwäsche einen schwarzen Anzug einzupacken.

Während ich nun nach unserer Ankunft in Hamburg das große Gepäck des Scheines halber zum Hafen beorderte, wußte ich es so einzurichten, daß mein junger Gefährte seinen Handkoffer bei sich behielt.

Nachdem ich durch ein opulentes Diner und schweren Wein meinen „Schützling" in eine recht vergnügte Stimmung gebracht hatte, machte ich während einer Nachmittagsspazierfahrt den Vorschlag, Abends ins Theater zu gehen, knüpfte daran indessen sogleich den Wunsch und die Bedingung vorher die Reisekleider mit einer etwas gesellschaftsfähigeren Gewandung zu vertauschen.

Wir machten unsere Toilette — wie ich Fritz einredete, „der Bequemlichkeit halber" — in den Waschräumen des Berliner Bahnhofs. Draußen wartete dann mein Helfershelfer, um unter der Maske des „armen Arbeitslosen" neben meinem unwichtigen Handgepäck meines Opfers Koffer und Havelock entgegenzunehmen.

Der Mantel sowohl, wie die im Koffer enthaltene Leibwäsche und der soeben im Waschraum für den entnommenen schwarzen hineingepackte dunkelblaue Anzug waren für die Aufführung unserer Komödie die unbedingt nothwendigen Requisiten. Nicht minder auch die Brieftasche, die ich meinem „Schützling" in etwas unvorsichtiger, aber vom Glück begünstigter Weise vom Waschtisch entwendet hatte, während er ein frisches Oberhemd über den Kopf zog.

(Fortsetzung folgt.)

London ansässiger Jude aus dem nassauischen Städtchen Hachenburg, der sich Ezechiel de Hachenburg zeichnet, an die nassau-dillenburgische Regierung erstattet hat. Der aus London vom 29. August 1709 datirte Bericht lautet wörtlich: „Berichte auch wegen der Menschen, die in die Insul wollen. Vor das erste hat die Königin (Anna) keine verlangt. Sie schickt auch keinen Menschen nach der Insel, denn es kostet sie viel, sondern sie schickt sie in Ihrlandt. Aber alle miteinander müssen sie dienen als Tagelöhner, etliche als Knechte und Mägde. . . . Die so von der Insul Carolina haben in Deutschland die Bücher gar drucken lassen und haben reiche Familien verlangt in die Insel, die auf ihre eigenen Kosten sollten dahin ziehen. Aber es kamen lauter arme Leute, und die Königin hat sie nicht berufen.“ Als Culturdünger aber in Irland, als Arbeiter auf den entvölkerten Gütern der englischen Großgrundbesitzer waren sie willkommen, und statt als freie Bauern im gelobten Lande Amerika mußten sie „für vier Stüber den Tag“, wie Ezechiel de Hachenburg meldet, in Irland den Kampf ums tägliche Brot kämpfen.

## Kunst und Wissenschaft.

— Der amtliche Schriftwechsel in Sachen des Märchenbrunnens ist jetzt veröffentlicht. Im Mittelpunkt des Interesses steht der Brief, den der Polizeipräsident am 24. September d. J. an den Berliner Magistrat gerichtet hat. Diese Zuschrift, deren Wortlaut wir hier wiedergeben, enthält die Wünsche des Kaisers betreffs Veränderungen des eingereichten Entwurfs: „Bei Rücksendung der eingereichten Entwurfsstücke betreffend die Herstellung von Brunnenanlagen im Friedrichshain hierselbst theile ich im Auftrage des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten mit, daß Seine Majestät der Kaiser und König Allerhöchst sich nicht zu entschließen vermocht haben, die Errichtung der Brunnen nach den vorgelegten Projektzeichnungen zu genehmigen. Seine Majestät geruhten zu bemerken, daß, wenn in Hinblick auf die große Zahl der in dem Hain spielenden Kinder deutsche Märchen als Motive für die Brunnenanlagen gewählt werden sollen, an die Entwürfe vor allem zwei Anforderungen gestellt werden müßten, einmal, daß die Darstellungen in einer für das kindliche Gemüth verständlichen und ansprechenden Weise ausgeführt werden, sodann, daß auch der poetische Hauch, welcher die deutsche Märchenwelt und ihre Personen umgiebt, in den Bildwerken zum Ausdruck kommt. Nach beiden Richtungen genügten aber die vorgelegten Entwürfe nicht. Seine Majestät geben daher anheim, von den geplanten schweren architektonischen Anlagen abzusehen, dieselben in mehrere kleine Gruppen aufzulösen, welche einzelne Episoden aus den Märchen zur Anschauung bringen, und mit den Entwürfen einen Bildhauer zu betrauen, der sich auf dem Gebiete gemüthvoller Darstellungen bereits bewährt habe. Ich ersuche, mich über den weiteren Verlauf der Angelegenheit mit Nachricht zu versehen. gez. v. Windheim.“ — Die Kunstdeputation der städtischen Behörden ist im Unklaren darüber, ob es sich hier lediglich um Wünsche des Kaisers handelt, oder ob eine Versagung der Genehmigung durch den Polizei-Präsidenten stattgefunden hat. Der gegenwärtige Stand der Dinge ist nun folgender: Die Kunstdeputation hat die Akten wieder an sich genommen, um darüber zu berathen, ob es möglich ist, den Wünschen des Kaisers Rechnung zu tragen. Es soll jedoch auch der Rechtsstandpunkt gewahrt werden, der von Seiten des Magistrats auf Grund früherer Verhandlungen dahin präzisirt worden ist, daß zur Aufstellung von Denkmälern in Berlin eine polizeiliche Genehmigung nur dann nachzusuchen sei, wenn dafür eine dem öffentlichen Verkehr gewidmete Fläche in Anspruch genommen wird, daß diese Vorschrift jedoch nur auf das frühere fiskalische Straßenterrain, nicht aber auf das von jeher im Besitz der Stadt gewesene Anwendung finde.

— Neues vom Monde. Während noch der Athener Astronom Schmidt und der Sachse Lohrmann sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu 40 Jahren ihres Lebens abmühten, eine genaue Zeichnung der Oberfläche des Mondes anzufertigen, die schließlich doch noch hier und da der Wirklichkeit nicht voll entsprach, ist es neuerdings der Photographie gelungen, einwandsfreie und von aller menschlichen Subjectivität losgelöste Mondbilder zu liefern. Besonders haben sich hierin die Sternwarten auf dem Mt. Hamilton in Californien und in Paris hervorgethan. Der im Erscheinen begriffene Pariser Mondatlas befriedigt nicht blos alle wissenschaftlichen, sondern auch ästhetischen Ansprüche. Diese Aufnahmen haben nun erkennen lassen, das Luft und Wasser oder Eis auf unserem großen Nachtlichte am Himmel ganz oder fast ganz fehlen, man kann davon nichts wahrnehmen. Da infolgedessen Wolken nicht vorhanden sind, brennt tagsüber die Sonne erbarmungslos hernieder, während Nachts die Wärme wieder zum eisigen Weltenraum ausstrahlt, so daß dort eine Tagesschwankung der Temperatur herrschen muß, die kein irdisches Wesen ohne Nachtheil ertragen kann, abgesehen davon, daß die zum Athmen nöthige Luft fehlt. Beherbergt der Mond nun auch kein Leben, so ist er darum nicht unverändert geblieben, denn nicht nur muß die Oberfläche infolge des starken Temperaturwechsels sehr stark zerstört werden, was wir freilich nicht wahrnehmen können, sondern es haben auch die Vergleiche mit früheren Zeichnungen ergeben, daß die Krater Messier und Linné in den letzten 70 Jahren sich merklich verändert haben — so ist letzterer nicht mehr so tief als früher.

— Ueber die Pest bei den Schiffsratten, die bekanntlich bei der Pestverschleppung eine große Rolle spielen, theilen Prof. Dr. H. Kossel in Berlin und Hafenarzt Dr. Nocht in dem neuesten Heft der Arbeiten aus dem kaiserlichen Gesundheitsamt folgende wichtige Beobachtung mit: In Hamburg traf der Dampfer „Pergamon“ von einer Mittelmeerreise ein, auf der er auch in dem damals pestverseuchten Smyrna Ladung eingenommen hatte. Dem Gesundheitsaufseher fiel auf, daß zwischen der Ladung verschiedener Stellen des Schiffes todte Ratten in größerer Zahl sich vorfanden. Es mußte ein Rattensterben in größerem Umfange auf dem Schiffe auf der Fahrt stattgefunden haben. Die Untersuchung der Rattencadaver ergab Pest. Von der Besatzung des „Pergamon“ aber war niemand erkrankt. Ohne die Wahrnehmung des Gesundheitsaufsehers wäre es ganz unbeachtet geblieben, daß mit dem Schiffe Pesterreger nach Hamburg eingeschleppt worden waren. Kossel und Nocht leiten aus dem Hamburger Falle die folgende sehr zu beachtende Lehre ab: Für die Behörden der Hafenorte ergiebt sich aus den mitgetheilten Beobachtungen die Pflicht, ihre Aufmerksamkeit nicht nur solchen Schiffen zuzuwenden, auf denen Erkrankungen an Pest bei Menschen vorgekommen sind, sondern dafür zu sorgen, daß die für die Einschleppung der Pest unter Umständen ungleich gefährlichern Schiffe, auf denen Rattenpest herrscht, besondern Maßnahmen unterworfen werden, die in jedem einzelnen Falle nach Lage der Dinge zu bestimmen sind. Als Grundbedingung hierfür ist die Schaffung geeigneter Aufsichtsorgane zu betrachten, die nicht nur die aus den kontrolpflichtigen Häfen kommenden Schiffe bei ihrer Ankunft besichtigen, sondern alle einlaufenden Schiffe während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts im Hafen überwachen.

## Vermischtes.

Der Bücherbestand des Britischen Museums. Aus London wird berichtet: Bei der letzten Zählung der Bände in der Bibliothek des Britischen Museums wurde die ungeheuere Gesammtzahl von über zwei Millionen Bänden erreicht. Es wurde auch berechnet, daß es in der Bibliothek über 16 000 Bände Londoner Zeitungen, etwa 47 000 Bände von Provinzzeitungen, walisischen sowohl wie Englischen 10 000 Bände schottischer und 9000 irischer Zeitungen giebt. Da die jährliche Vermehrung der Zeitungen allein 1650 Bände aus England, Schottland und Wales beträgt, und da nach dem Verlagsrecht jedes in Großbritannien veröffentlichte Buch der Museumsbibliothek überwiesen wird, wird die Platzfrage auch im Britischen Museum, wie in allen großen europäischen Bibliotheken, in nicht zu ferner Zeit sehr dringlich werden.

Die Geige Paganinis. Wie dieser Tage mitgetheilt wurde, wollte die Gemeinde Genua das ihr gemachte Anerbieten zweier Amerikanischer Geigensammler, ihr die Geige Paganinis für 100 000 Fr. abzukaufen, nicht einmal in Erwägung ziehen. Die Stadt thut recht daran, denn sie besitzt in dem Istrument einen herrlichen Schatz, auf dem, als besondere Ehrung durch die Stadt, nur ganz hervorragende Geigenspieler einmal spielen dürfen. Paganini war, wie man erzählt, auf sehr merkwürdige Weise in den Besitz seiner Zaubergeige gekommen. Als er sich im Jahre 1820 in Livorno befand, zwang ihn das Publikum, ein Concert zu geben. Die Ausflucht, daß er seine Geige nicht bei sich führe, half nichts. Er mußte sich eine leihen, und der Händler Livron gab ihm einen sehr schönen Guarnerius. Als der Künstler aber das Instrument nach dem Concert zurückerstatten wollte, antwortete der wackere Livron: „Niemals, Mestro, werde ich ein Instrument entweihen, dem eure Finger so wunderbare Töne entlockten. Diese Violine gehört jetzt euch!“ Die Violine trägt die Inschrift; „Guarnerius del Gesu (anno 1683—1745).“ Das Concert Paganins auf dem Guarnerius war aber für diese Geigen, welche im Gegensatz zu den Amati und Stradivarius fast völlig unbekannt waren und von unbekannten Violinspielern meist in Kirchen gespielt wurden, der Beginn ihres Weltrufs und ihrer ungeheueren Werthschätzung, denn Paganini trennte sich hinfort nicht mehr von dem Instrument.

Auf eine chinesische Unsitte in Europa verweisen die Blätter für Volksgesundspflege, nämlich auf die seit einigen Jahren aufkommende Mode, die Fingernägel möglichst lang wachsen zu lassen. Die Nagelpflege ist sogar zu einem eigenen Beruf geworden. Die Besitzer solcher langen Nägel müssen einen eigenthümlichen Stolz besitzen, da sie sich eigentlich schon durch dieses Abzeichen als Nichtsthuer bekennen. In China gehören lange, krallenartige Nägel zum feinsten Körperschmuck, und sie sind daher z. B. auch eine Zierde des großen Philosophen Confucius auf allen von ihm erhaltenen Bildern. Die deutsche Zeitschrift warnt im besonderen vom hygienischen Standpunkt vor der Verbreitung dieser Unsitte, die der Uebertragung von Unreinlichkeiten und vornehmlich von Bakterien Vorschub leistet.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn

## Handelsnachrichten.

### Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 15. Oktober 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch roth 713—761 Gr. 138—145 Mk. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr Normalgewicht
inländ. grobkörnig 750 Gr. 131 Mk.
transito grobkörnig 741—764 Gr. 95—96 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilog.
inländisch große 644—715 Gr. 118—136 Mk.

Bohnen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländische 137 Mk. bez.
transito weiße 155 Mk. bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 124—136 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 3,70—4,20 Mk.
Roggen- 4,35—4,50 Mk.

### Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 15. Oktober 1901.

Alter Winterweizen 160—165 Mk.
neuer Sommerweizen 146—158 Mk.
abfall. blausp. Qualität unter Notiz, feinste über Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 136—144 Mk. feinst. über Notiz

Gerste nach Qualität 116—122 Mk.
gute Brauwaare 122—128 Mk. feinste über Notiz.

Futtererbsen 130—140 Mk.

Kocherbsen nom. 180 Mark.

Hafer 120—126 Mk.,

Der Vorstand der Producten-Börse.

### Westpreußischer Butterverkaufsverband.

Geschäftsbericht für den Monat September.

Angeschlossene Molkereien 93. Verkauft wurden:
a) Tafelbutter 43 930 Pf, erstkl., d. 100 Pf. z. 115 bis 127 Mark.
b) Molkenbutter 108 Pf. sämmtliche zu 98 Mk.
c) Frühstückskäschen 400 St, die 100 St. zu 7 Mk.
d) Quadrat-Magerkäse — — Pfd., die 100 Pfd. — Mk.
e) Tilsiter Käse, vollfett 728,1 Pf. die 100 Pf. 65 Mk.
Tilsiter Käse, mager — Pfd, die 100 Pfd. — Mk.
f) Emmenthaler Käse — Pfd., die 100 Pfd. zu — — Mk.

Die Notirungen für erstklassige Butter bewegten sich während des Monats zwischen 114 und 125 Mk.

Die 93 Molkereien setzen sich zusammen aus: 18 Genossenschaftsmolkereien (davon 9 in eigenem Betrieb, 9 in Pachtbetrieb), 1 Gesellschafts-, 64 Guts- und 10 selbstständigen Molkereien, davon 3 in Pommern, 8 in Ostpreußen, 5 in der Provinz Posen, 1 in Böhmen, die übrigen in Westpreußen.



Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.